

Gisela Heller



Unterwegs
mit Fontane
in Berlin
und der Mark
Brandenburg

Zwiespalt und zweierlei Gesicht“ (Kapitel 16).

Melanie war die erste, weit über Ibsens „Nora“ hinausreichende emanzipierte Frau in der deutschen Literatur, die ungeachtet der Ächtung durch „die Gesellschaft“ ein ihr angemessenes Leben gestaltet. „L’Adultera“ brachte Fontane - wie er am 27. 4. 1894 an Viktor Widmann schrieb - „viel Anerkennung, aber auch viel Ärger und Angriffe ein“.

Oft vergingen vom Hören einer Geschichte bis zur Niederschrift mehrere Jahre. So im Fall des Schach von Wuthenow, den er durch Mathilde von Rohr erfahren hatte. Erst im Januar 1882, als ihm durch Vorverlegung der Tat die historische Symbolkraft deutlich vor Augen trat, bot er den Stoff Julius großer an: „Schach von Wuthenow’ spielt in der Zeit von 1805 auf 6 und schildert den *schönsten* Offizier der damaligen Berliner Garnison, der, in einem Anfall von Übermut und Laune, die lebenswürdigste, aber *hässlichste* junge Dame der damaligen Hofgesellschaft becourt. So, dass der Skandal offenbar wird. Alles tritt auf die Seite der Dame, sodass sich v. Schach anscheinend freudig zur Hochzeit entschließt ... Die Kameradschaft vom Regiment Gensdarmes aber lacht und zeichnet Karikaturen, *und weil er dieses Lachen nicht ertragen kann*, erschießt er sich unmittelbar nach dem Hochzeitsmahl ... Alles ein Produkt der Zeit, ihrer Anschauungen, Eitelkeiten und Vorurteile. Übrigens alles Tatsache.“

Schach wurde für Fontane *der* Vertreter des nachfriderizianischen Offizierskorps, das auf den Lorbeeren des großen Königs eingeschlafen war und das „statt Ehre nur noch den Dünkel und statt der Seele nur noch ein Uhrwerk hatte, ein Uhrwerk, das bald genug abgelaufen sein wird“.

Die Niederlage bei Jena und Auerstedt war vorgezeichnet. Schach erschießt sich, damit seine Ehre oder das, was er dafür hält, gewahrt bleibt. Das Schicksal Victoires bleibt außerhalb seiner Überlegungen.

Alle Vertreter einer absterbenden Gesellschaftsschicht opfern bei Fontane diesem „Gesellschaftsgötzen“. Pierre von St. Arnaud, ein alternder Jeu-Oberst, beobachtet gelassen die sich anbahnende Beziehung zwischen Cecile und dem welterfahrenen Gordon, aber als er meint, dieser habe die Etikette verletzt, fordert er ihn zum Duell. Er tötet ihn, nicht aus Liebe zu Cecile, sondern aus überzogenem Stolz.

Oder: Graf Haldern, ein Lebemann und Schwerenöter, findet zwar nichts dabei, sich bei der hübschen Witwe Pittelkow zu vergnügen, doch als sich sein Neffe ernsthaft in Stine verliebt, zieht der Alte sofort die Ehren-Bremse.

Oder: Baron von Innstetten verstößt Effi; obwohl er sie noch immer liebt und obwohl ihr Flirt mit dem lebenslustigen Crampas längst verjährt ist, erschießt er den Unglücklichen im Duell. Nicht aus Rache, sondern „weil es sein muss“. In dem Dialog zwischen Innstetten und seinem Standesgenossen von Wüllersdorf - nach Heinrich Mann „die größte Sprechszene des deutschen Romans im 19.

Jahrhundert“ - heißt es: „Das mit dem ‚Gottesgericht‘ wie manche hochtrabend versichern, ist freilich Unsinn, nichts davon, umgekehrt unser Ehrenkultus ist ein Götzendienst, aber wir müssen uns ihm unterwerfen, solange der Götze gilt“ („Effi Briest“, Kapitel 27).

„Müssen wir das wirklich?“, fragt Fontane zwischen den Zeilen. Diese Frage überhaupt zu stellen, fanden etliche Tugendwächter schon anstößig. Als 1887 „Irrungen, Wirrungen“, eine aquarellistische Sommerliebe zwischen der träumerisch-sinnlichen Näherin Lene und ihrem Gardeoffizier, als Vorabdruck in der „Vossischen Zeitung“ erschien, bombardierten sie den Chefredakteur mit der Forderung, „endlich mit dieser grässlichen Hurengeschichte aufzuhören“. Was war daran so verwerflich? Jeder wusste um die typisch berlinischen „Herzensbünde auf Zeit“. Ungezählte brave Mädchen gingen darauf ein, weil sie sich danach sehnten, einmal aus Fabriksälen und Dienstbotenkammern herauszukommen, zum Stralauer Fischzug vielleicht, und einen feschen Kavalier zu haben, der sie ausführt und ein Essen spendiert. Nicht dass Fontane darüber schrieb, nahmen sie ihm übel, sondern dass er sich nicht darüber empörte, es im Gegenteil als etwas Natürliches schilderte.

Am 16. 7. 1887 schrieb der Autor an den Chefredakteur Friedrich Stephany: „So bin ich zum Schilderer der Demimondeschaft geworden.- Er konstatierte es halb belustigt, halb grimmig.

Wie ernst die Fronde der Tugendphilister zu nehmen war, sollte er im Jahr darauf erfahren, als er „Stine“ anbot. Zwei Jahre lang lag sie bei verschiedenen Verlegern und Chefredakteuren in den Schubladen, niemand wollte sie haben. Stine, die allzu Brave, kennt die Welt der Invaliden- und Chausseestraße, „wo Borsig und Schwartzkoppen seine Arbeiter täglich vorbeikommen, eigentlich nur aus dem verkleinernden und verhübschenden Spiegel am Fenster. Hier sitzt sie Tag für Tag und arbeitet für ein Woll- und Strickereiwarengeschäft. In demselben Hause aber hat ihre ältere Schwester, die Witwe Pittelkow, eine Wohnung, die ihr Graf Haldern bezahlt für unkonventionelle Besuche ab und an. Pauline ist die Inkarnation einer unverwüstlichen Berlinerin. Das Leben hat es mit ihr und ihrer Schulfreundin Wanda, Star am Nordend-Theater, nicht eben gut gemeint. So halten sie mit Courage fest, was sich ihnen bietet, und machen das Beste draus. Menschliche Substanz ist auf ihrer Seite eher zu finden als auf der gräflichen. Der Graf preist zwar bei jeder Gelegenheit die Heldentat seines Neffen, der 1870 in der ersten Attacke schwer verwundet wurde und seitdem dahinsiecht, - aber als der weltfremde Jüngling in der unschuldig-sentimentalen Stine den „Glanz der Abendsonne seines Lebens sieht, besteht der Onkel auf dem Haldernschen Ehrenkodex und auf Trennung. Der junge, untaugliche Mann geht freiwillig aus einem verpfuschten Leben. Auch Stine „wird nicht wieder-, erkennen die gefühlsarmen Kleinbürgerinnen der Nachbarschaft. Aber Pauline Pittelkow setzt sich durch, weil sie das Leben nimmt, wie es ist und nicht, wie es sein sollte.

Der Autor fand Stine selbst „nur so so, - aber die Witwe Pittelkow...!- „Ich glaube, sie ist eine mir gelungene und noch nicht da gewesene Figur“ (an Emil Dominik, 3. 1. 1888).

Im April 1890 erschien „Stine“ endlich im Verlag Friedrich Fontane. Als der Dichter die ersten Exemplare an Freunde verschickte, bemerkte er deutlich, was in dem Roman nur zwischen den Zeilen zu lesen war: „Mit dem Adel, hohen und niedren, bin ich fertig; er war zeitlebens ein Gegenstand meiner Liebe ... aber einer unglücklichen Liebe“ (an Georg Friedländer, 29. 5. 1890). Und: „Mir ist immer mehr und mehr klar geworden, dass diese Form in die moderne Welt nicht ganz passt, dass sie verschwinden muss und jedenfalls dass man mit ihr nicht leben kann“ (an Georg Friedländer, 2. 9. 1890).

In geistiger Verwandtschaft zu Lene und Stine, Wanda und Pauline steht auch Mathilde Möhring, ein Kind der Gründerzeit. Sie wohnt bei ihrer ewig klagenden Mutter, Witwe eines Buchhalters. Mathilde will raus aus den kleinen Verhältnissen, angelt sich den labilen, willensschwachen Untermieter, verlobt sich mit ihm, hilft ihm, das juristische Examen zu bestehen. Nun steigt er auf der Karriereleiter, stirbt aber früh an der Schwindsucht. Mathilde fällt in den Augen der Wilhelminischen Gesellschaft wieder ins Nichts zurück. Sie erkennt: „*Er* ... hat mir eine Stellung gegeben. Denn wenn ich es auch gemacht habe, wenn er nicht da war, so ging es nicht.“ Die Gabe des Sich-Einfindens in gegebene Umstände lässt sie einen Ausweg finden: Da sie nun wenigstens finanziell in der Lage ist, wird sie Lehrerin und erlangt so aus eigener Kraft eine geachtete Position.

Leider blieb dieser Roman unvollendet.

Alle diese Frauen besitzen den „Sinn für Tatsächlichkeiten“ (den Fontane auch sich selbst bescheinigte); sie wollten (wie er!) nie mehr als das Maximum des Erreichbaren, jede auf die ihr gemäße Weise. Einen Typus, der in den Berliner Gründerjahren sich eigentlich erst ausformte, hat Fontane mehrfach zu fassen versucht: den Typus des Bourgeois. Zwei Entwürfe - „Kögels Hof“ und „Allerlei Glück“ - blieben unausgeführt, bildeten aber später eine Art Steinbruch für andere Arbeiten.

Und dann fand er plötzlich in der Familie seines Schwagers Sommerfeldt ein geeignetes Modell, ohne sich dessen gleich bewusst zu sein. Es war nach Schwester Jennys Geburtstagsfeier - 18. April 1884 -, Fontane berichtete Tochter Mete, es sei zwar alles sehr nett gewesen, aber: „Ich kann den Bourgeoiston nicht ertragen ... [es] dreht sich mir ... angesichts des wohlhabend gewordenen Speckhörterthums das Herz um. Wirklicher Reichthum imponirt mir ... und ich lebe gern inmitten von Menschen, ... die Fabrikstädte gründen und Expeditionen aussenden ... Große Schiffsreeder, die Flotten bemannen, Tunnel- und Canalbauer, die Welttheile verbinden ... Alles Große hat von Jugend auf einen Zauber für mich gehabt ... Aber der ‚Bourgeois‘ ist nur die Karikatur davon, er ärgert mich in seiner Kleinstelzigkeit und in seinem unausgesetzten Verlangen auf

nichts hin bewundert zu werden ... alles, was angeschafft oder wohl gar ‚vorgesetzt‘ wird, wird mit einem Blicke begleitet, der etwa ausdrückt: beglückter Du, der Du von *diesem* Kuchen essen, von *diesem* Wein, trinken durftest, alles ist kindische Überschätzung einer Wirthschafts- und Lebensform, die schließlich gerade so gut Sechserwirthschaft ist wie meine eigene ... Der Bourgeois versteht nicht zu geben, weil er von der Nichtigkeit seiner Gabe keine Vorstellung hat. Er ‚rettet‘ immer, und man verschreibt sich ihm auf eine Schrippe hin für Zeit und Ewigkeit.“

Von diesem Brief bis zu „Frau Jenny “ war es dann nur noch ein kleiner Schritt. Und es kam ihm auch noch eine Klatschgeschichte zugute, die man sich bei Sommerfeldts Kaffeetafel erzählte: Die Enkelin aus dem Gemüseladen, die immer so schön herausgeputzt wurde und die später mit ihren „kastanienbraunen Locken“ dem Sohn des Fabrikanten den Kopf verdrehte, wurde zu Jenny Bürstenbinder, die, von dem Studenten Wilibald Schmidt angedichtet, sich doch lieber für den plumpen Treibel entscheidet. Aus Blutlaugensalz und Eisenvitriol schlägt dieser bare Münze, er produziert das Preußischblau, mit dem man Uniformen einfärbt. Sein Geschäft steigt und fällt mit dem Politbarometer, also ist er ultrakonservativ, obwohl es ihm andererseits gegen den gesunden Menschenverstand geht. Seine Welt ist einfach: in Soll und Haben, Debit und Kredit aufgeteilt. Alles andere ist Mumpitz.

Jenny hingegen, nachdem sie als Kommerzienrätin eine Villa mit Kakadu und Bologneserhündchen bewohnt, hat den Grünkramladen vergessen und schwärmt fürs „Ideale“. Sie behauptet allen Ernstes: „Dem Poetischen... allein verlohnt es sich zu leben. Alles ist wichtig; am wichtigsten aber ist das, wonach alle Welt so begehrllich drängt: äußerlicher Besitz, Vermögen, Gold.“ Dabei hatte sie selbst keine Anstrengung gescheut, dies alles zu erlangen. Sie ist eine Heuchlerin par excellence, ist sich dessen aber nicht bewusst. So beklagt sie die „Milchsuppenschaft“ ihrer Söhne, setzt aber alles daran, um sie unselbstständig und beherrschbar zu halten. Sie sagt: „Ich höre so gern von glücklichen Ehen, namentlich in der Obersphäre der Gesellschaft“, arrangiert aber über die Köpfe ihrer Söhne hinweg deren Ehen nach rein merkantilen Gesichtspunkten. Sie betont, kleine Verhältnisse wären das, was allein glücklich macht, dabei hatte sie doch ihren kleinen, dichtenden Studenten damals sitzen lassen. Der ist inzwischen Gymnasialprofessor geworden und sieht die Dinge gelassen. Man erkennt unschwer in ihm den Dichter selbst und in der literarischen Mittwoch-Gesellschaft, die sich regelmäßig bei ihm trifft, den „Rütlikreis“. Und hinter Schmidts Tochter Corinna - „23 Jahre, pikant, frei, klug“ - steckt zweifellos Fontanes Tochter Mete.

Auch Corinna will aus ihren kleinen Verhältnissen ausbrechen. Sie beschließt, den in jeder Hinsicht schwächlichen Leopold zu heiraten, Frau Jennys Sohn. Geist will sie mit Geld verbinden und bewusst die Freiheiten genießen, die das Geld bietet. Es kommt wirklich zur heimlichen Verlobung. Die Kommerzienrätin sucht mit allen Mitteln ihre Gegenstrategie durchzusetzen, was Corinna nur noch mehr

anstachelt. Sie will es drauf ankommen lassen.

Erst die alte Schmolken, Schmidts Haushälterin, setzt Corinna (beim Birnenpuddingkochen in der Küche) den Kopf zurecht: „Du kannst doch nicht ... dein un anderer Leute Glück ... verschütten un verderben wollen, bloß um der alten Kommerzienrätin mit ihrem Puffscheitel un ihren Brillantbommeln einen Tort anzutun. Es is eine geldstolze Frau, die den Apfelsinenladen vergessen hat un immer bloß ötepotöte tut ... ich hätt ihr so was gegönnt ... Aber ... man soll sein Leben nicht auf den Hass stellen.“ Corinna gibt ihr recht, hat es selbst längst eingesehen.

Zwei Gesellschaften, zwei Arten, die Welt und das Leben zu betrachten, werden einander gegenübergestellt: die klassisch gebildeten, geistreich spritzigen Freunde bei Professor Schmidt - man denkt sich unwillkürlich in die Potsdamer Straße 134 c - und die Villa mit dem Kakadu und einer Personage, die aus einem Wachsfigurenkabinett entliehen zu sein scheint.

Am Schluss sagt Schmidt: „Corinna, wenn ich nicht Professor wäre, so würd ich am Ende Sozialdemokrat.“ „Frau Jenny Treibel oder Wo sich Herz zum Herzen findt“ erschien 1892 im Verlag Friedrich Fontanes und war (endlich!) ein großer Erfolg. Noch im selben Jahr war die zweite Auflage fällig. Die Rezensenten schrieben von einem „saft- und kraftvollen Leben, das da mit Bildnerhand ausgebreitet“ worden sei.

Von dem Bourgeois, den Neureichs erwartete Fontane für die Zukunft nichts Gutes, der Adel hatte sich überlebt, - blieb nur die Hoffnung auf den vierten Stand. Wie unkonventionell er darüber dachte, geht aus einem Brief an seine Frau vom 5. 6. 1878 hervor: „Millionen von Arbeitern sind grade so gescheidt, so gebildet, so ehrenhaft wie Adel und Bürgerstand, vielfach sind sie ihnen überlegen. Der junge Rinneberg ist ein Tischlergeselle; glaubst Du, dass er Max oder Kurt Sommerfeldt nachsteht? ... Alle diese Leute sind uns vollkommen ebenbürtig und deshalb ist ihnen weder der Beweis zu führen, ‚dass es mit ihnen nichts sei‘ noch ist ihnen mit der Waffe in der Hand beizukommen. Sie vertreten nicht bloß Unordnung und Aufstand, sie vertreten *Ideen*, die zum Theil ihre Berechtigung haben und die man nicht todtschlagen oder durch Einkerkering aus der Welt schaffen kann ...“

In den Romanen wies Fontane dem vierten Stand eigentlich nur Charakterchargen zu, allerdings sehr einprägsame: Da wäre neben der Schmolken Roswitha Gellenhagen zu nennen, das Kindermädchen von Effi Briest, der Innstetten und Wüllersdorf, wenn auch widerwillig, zugestehen müssen, sie wäre ihnen an Güte und Menschlichkeit überlegen; da ist Hoppenmarieken, die mehr Lebensweisheit auf ihrem krummen Buckel wegträgt als der alte und der junge Gnädige Herr auf Hohen-Vietz zusammengenommen; da ist der einfühlsame Diener des alten Dubslav von Stechlin und ebendort auch Hedwig, die ihre schlimmen Dienstmädchenerfahrungen in den kategorischen Satz fasst: „Der Bourgeois tut nichts für die Menschheit. Und wer nichts für die Menschheit tut, der